

## DESCARTES RACHE

*Erwin Rogler*

Zuerst möchte ich den Titel des Vortrags erläutern. „Descartes revenge“ (Descartes Rache) ist eine Wortprägung des amerikanischen Philosophen Jaegwon Kim in seinem Buch „Mind in a Physical World“ (1998). Gemeint ist damit folgendes: Die Annahme der psycho-physischen Kausalität, d.h. der Verursachung psychischer Zustände durch körperliche Prozesse und umgekehrt die Verursachung körperlicher Prozesse durch mentale Zustände und Ereignisse, führt in Descartes Metaphysik zu gewissen Schwierigkeiten. Ähnliche Schwierigkeiten treten auch im nicht-reduktiven Materialismus auf, einer Richtung der gegenwärtigen analytischen Philosophie des Mentalen, die viele Autoren als plausibelste Lösung des Leib-Seele Problems ansehen. Thema des Vortrags ist die psycho-physische Kausalität, vor allem in der Philosophie Donald Davidsons, dem wohl prominentesten Vertreter des nicht-reduktiven Materialismus.

Die Gesamtheit der psychischen Zustände lässt sich grob in zwei Klassen aufgliedern, einmal die Klasse der intentionalen Zustände, zum anderen die Klasse der Sinnesqualitäten (Qualia). Intentionale Zustände sind auf Inhalte gerichtet, die durch „dass-Sätze“ ausgedrückt werden, z.B. ich glaube, dass es morgen regnen wird, ich wünsche, dass ich die Prüfung bestehe, ich befürchte, dass ich Grippe bekomme. Beispiele für Sinnesqualitäten sind Schmerzempfindungen, der Geschmack von Schokolade, eine Rotempfindung beim Anblick einer reifen Tomate. Die psycho-physische Kausalität oder der psycho-physische Interaktionismus, wie man auch sagt, ist aus dem Alltagsleben wohl vertraut. Es gehört z.B. zum Alltagswissen, dass körperliche Verletzungen Schmerzen bewirken oder umgekehrt, dass Wünsche und Überzeugungen Handlungen auslösen.

Psycho-physische Kausalität wird in der Alltagspsychologie als selbstverständlich unterstellt und deshalb nicht problematisiert. Das kann sich ändern, wenn die psycho-physische Kausalität, insbesondere die Verursachung körperlicher Vorgänge durch Mentales zum Thema philosophischer, überhaupt wissenschaftlicher Erörterungen wird. Denn jetzt können Konflikte mit gewissen Annahmen entstehen, die in der Alltagspsychologie nicht gemacht werden.

Ein Paradebeispiel hierfür ist Descartes Entgegensetzung von geistigen und körperlichen Substanzen. Beide sind als völlig verschiedene Wesenheiten gedacht, die keine gemeinsamen Eigenschaften haben. Körperliche Sub-

stanzen sind räumlich und unbegrenzt teilbar; geistige Substanzen hingegen sind unräumlich, einfach und ermöglichen sprachliches Denken sowie intelligente Handlungen. Descartes denkt geistige und körperliche Substanzen als ontologisch voneinander unabhängig. Geistige Substanzen und ihre Zustände sind deshalb nicht notwendigerweise von Gehirnprozessen abhängig. Andererseits übernimmt Descartes die psycho-physische Kausalität aus der Alltagspsychologie. Dann stellt sich die Frage: „Wie soll die kausale Beeinflussung zwischen Seele und Körper gedacht werden?“ Descartes hat als Antwort mit den physiologischen Meinungen seiner Zeit eine Hypothese entworfen, die ich bloß andeuten will. Der kausale Kontakt findet nur an einer Stelle des Organismus statt, der Zirbeldrüse im Mittelhirn des Menschen. Eine willentliche Handlung kommt dadurch zustande, dass der Geist die Zirbeldrüse dreht. Dabei werden kleinste materielle Teilchen (*spiritus animales*, Lebensgeister) aus der Zirbeldrüse in die Nerven – von Descartes als schmale Röhren gedacht – geleitet, die zu den bewegten Muskeln führen. Gegen derartige Theorien hat man eingewandt, dass sie die Erhaltungssätze der Energie und des Impulses verletzen. Dabei versteht man diese Sätze so, dass nur durch äußere physikalische Einwirkung die gesamte Energie oder der Gesamtimpuls eines physikalischen Systems, z.B. eines Gehirns, verändert werden kann. In dieser Interpretation der Erhaltungssätze drückt sich der Grundsatz der kausalen Geschlossenheit der physikalischen Welt aus. Mit diesem Grundsatz ist die mentale Kausalität nicht vereinbar. Es spricht für den hohen Rang von Descartes Denken, dass er sich dessen bereits bewusst war. Seine Lösung besagt: Der Geist bewirkt nur eine Änderung der Richtung, nicht der Geschwindigkeit der Lebensgeister. Aber auch damit würde der Gesamtimpuls eines Gehirns verändert werden. Dies konnte Descartes nicht wissen, da er nicht den genauen Inhalt der Erhaltungssätze kannte.

Der psycho-physische Kausalnexus wirft bei Descartes auch kaum zu beantwortende ontologische Fragen auf, z.B.: „Wie soll angesichts der totalen Verschiedenheit von Geist und Körper der vermittelnde kausale Mechanismus eigentlich gedacht werden?“ (wobei sich noch die zusätzliche Schwierigkeit ergibt, dass Descartes in rationalistischer Manier die Wirkung irgendwie in der Ursache enthalten denkt. Er trennte offenbar noch nicht klar die logische Grund-Folge Beziehung von der Kausalrelation.); oder: „Warum kann der autonome Geist nur auf ein Gehirn und nur eine Stelle dieses Gehirns einwirken?“ Schließlich hat Descartes zugegeben, dass er über keine befriedigende Theorie der psycho-physischen Kausalität verfügt. In einem Brief an die Prinzessin Elisabeth 1643 schreibt er, dass wir klare Begriffe von der Seele

und vom Körper als separate Substanzen bilden können, aber ihre kausale Interaktion kaum zu verstehen sei.<sup>1</sup>

Trotzdem hielt Descartes am psycho-physischen Interaktionismus immer fest, im Gegensatz zu seinen berühmten Nachfolgern Geulincx, Malebranche, Spinoza und Leibniz, die Alternativtheorien aufstellten, z.B. den psycho-physischen Parallelismus. Weniger bekannt ist, dass manche Autoren vom Cartesianismus zu materialistischen Anschauungen gelangten, so noch zu Lebzeiten Descartes sein Schüler Regius. Er schrieb, der Geist könne auch als Körper oder körperlicher Modus gedacht werden. Der Übergang vom Cartesianismus zum Materialismus ist nicht so erstaunlich, da Descartes die Tiere als seelenlose Maschinen betrachtete. Wer die damit errichtete Kluft zwischen Menschen und Tieren als ungerechtfertigt ansah, konnte sie mit der materialistischen These schließen, dass auch das gesamte mentale Leben des Menschen nichts anderes ist als mechanische Tätigkeiten des Leibes. (Physik war im 17. Jahrhundert im wesentlichen klassische Mechanik. Von elektrischen und chemischen Prozessen im Gehirn wusste man noch nichts.)

Der anthropologische Materialismus ist in der Philosophie bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts eher eine Randerscheinung geblieben. Er wurde von den meisten Philosophen gering geschätzt. Den immer wieder erhobenen zentralen Einwand formulierte Friedrich Albert Lange so: „Das Bewusstsein lässt sich aus stofflichen Bewegungen nicht erklären“. Der Kantforscher Erich Adickes bescheinigte dem Materialismus noch 1921, er scheide aus dem Bereich ernstzunehmender Philosophie „wegen seiner Flachheit und prinzipiellen Unzulänglichkeit selbstverständlich ohne weiteres aus“. Max Horkheimer, der mit dem Materialismus sympathisierte, konnte in dem Aufsatz „Materialismus und Metaphysik“ (1933) solcher Kritik theoretisch nichts entgegensetzen. Er wendet gegen die Kritiker des Materialismus ein, sie verkennen, dass seine Meriten vor allem auf praktischem Gebiet liegen. Materialistische Theorien zielen in erster Linie auf eine Verbesserung der menschlichen Lebensverhältnisse ab. Ihre metaphysischen Thesen sind hingegen für sich betrachtet zweitrangig und auch von den jeweiligen historischen Situationen abhängig.

Noch nie wurde das Leib-Seele Problem so intensiv diskutiert, wie in der analytischen Philosophie in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Hier zeigt sich eine starke Aufwertung materialistischer Denks. Prominente Vertreter wie J. J. C. Smart, D. M. Armstrong und D. Lewis verstehen sich als Nachfolger des klassischen Materialismus von Demokrit,

<sup>1</sup> Vgl. dazu die instruktive Darstellung von A. Beckermann (2000): S. 29 sq., 49 sq.

Hobbes u.a. Smart charakterisiert den zeitgenössischen Materialismus mit zwei Hauptthesen: 1. Einer realistischen Deutung bestimmter theoretischer Begriffe der Physik, wie z.B. Molekül, Atom, Elementarteilchen, also der Ansicht, dass solche Dinge tatsächlich existieren, 2. der Annahme, dass es in der Welt nichts gibt, was nicht grundsätzlich physikalisch erkennbar ist. Der Begriff „Physikalismus“ wird heute meistens im ontologischen Sinne, d.h. als gleichbedeutend mit dem Begriff „Materialismus“ gebraucht. Die erwähnte Aufwertung materialistischen Denkens zeigt sich einmal darin, dass die Mehrzahl der analytisch orientierten Philosophen materialistische oder dem Materialismus nahestehende Lösungsvorschläge des psycho-physischen Problems bevorzugen; zum anderen am hohen theoretischen Niveau ihrer Arbeiten, jedenfalls in formal-technischer Hinsicht. Auch wer ihnen inhaltlich nicht zustimmt, kann sie nicht, wie es Adickes mit dem früheren Materialismus getan hat, wegen Flachheit und prinzipieller Unzulänglichkeit abfertigen.

In der Entwicklung der analytischen Philosophie des Mentalen zeichnen sich einige Stadien ab, die ich nur kurz andeuten kann. Bis in die Mitte der fünfziger Jahre hatte der logische Behaviorismus (semantische Physikalismus) beträchtlichen Einfluss. Er fordert, dass grundsätzlich alle mentalen Prädikate durch Prädikate einer physikalistischen Sprache – oder Dingsprache wie man später sagte – definierbar sein müssen. Alle psychologischen Sätze sind dann in bedeutungsgleiche Sätze einer physikalistischen Sprache übersetzbar. Hinter dieser Forderung steht eine verifikationistische Bedeutungstheorie. Abgesehen von Logik und Mathematik müssen alle kognitiv sinnvollen Sätze intersubjektiv überprüfbar sein. Und intersubjektiv überprüfbar sind nur Sätze einer physikalistischen Sprache, da bloß sie von öffentlich zugänglichen Phänomenen, physischen Dingen und Prozessen, handeln. Bei der Definition mentaler Prädikate dachte man vor allem an Definitionen durch Begriffe von Verhaltensweisen und Verhaltensdispositionen. Daher der Name „logischer Behaviorismus“. Er geht vermutlich auf Gedanken von L. Wittgenstein um 1930 zurück und wurde in den dreißiger Jahren von R. Carnap, O. Neurath und G. Hempel vertreten. Einflußreich war vor allem das Buch von G. Ryle „The Concept of Mind“ (1949).

Gegen den logischen Behaviorismus wurden schwerwiegende Einwände erhoben, u.a., dass die Definitionen mentaler Begriffe durch Verhaltensbegriffe auf bestimmte Bedingungen Bezug nehmen müssen. Diese sind vielfach nicht vollständig anführbar und nicht ohne mentalistisches Vokabular beschreibbar. Ich gebe ein Beispiel: In der Definition des mentalen Prädikats „Kopfschmerzen haben“ wird u.a. das Verhaltensprädikat „Schmerzmittel

einnehmen“ vorkommen. Aber Schmerzmittel werden bei Kopfschmerzen nur unter bestimmten Bedingungen eingenommen: Wenn jemand *will*, dass seine Kopfschmerzen schnell vergehen, wenn er davon *überzeugt* ist, dass das Schmerzmittel wirksam ist, wenn er davon *überzeugt* ist, dass es keine Nebenwirkungen hat, die unangenehmer wären als Kopfschmerzen u.a. Diese neuen mentalen Begriffe erforderten weitere bedingte Definitionen, die ebenfalls mentale Begriffe enthielten usw. Man kommt so zu einem unendlichen Regress oder einem definitorischen Zirkel. In beiden Fällen wird man die mentalen Prädikate nicht los. Wegen dieses Einwandes und weiterer Einwände gehört der logische Behaviorismus der Vergangenheit an. Auch die behavioristische Richtung in der Psychologie, der methodologische Behaviorismus, der das Verhalten von Menschen und Tieren allein mit dem Reiz-Reaktions Schema zu erklären versucht, gilt heute als überholt.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre etablierte sich als neue Richtung die materialistische Identitätstheorie (Place, Smart, Armstrong, D Lewis u.a.). Sie postuliert die Identität mentaler und physikalischer, insbesondere neuronaler Eigenschaften. Die Identitätstheorie ist von den Einwänden gegen den logischen Behaviorismus nicht betroffen, da ihre Gleichsetzungen nicht auf Definitionen beruhen, sondern empirisch fundiert sind. Als Vorbild für psycho-physische Identitätsbehauptungen dienten naturwissenschaftliche oder common sense Identifikationen, wie „Wasser ist  $H_2O$ “, „die Temperatur eines Gases ist die mittlere kinetische Energie seiner Moleküle“ oder „Blau ist die Farbe des Himmels“. Die Prädikate in diesen Identitätssätzen sind nicht synonym, bezeichnen aber jeweils die gleiche Eigenschaft. Genauso dachte man sich die postulierten psycho-physischen Identitätsaussagen. Empirisch hat man aber bestenfalls Eins-Eins Korrelationen zwischen psychischen und neuronalen Zustandstypen. Diese werden zu Identitäten verschärft. Dafür muss man logische oder methodologische Gründe angeben, denn nicht alle Eins-Eins Korrelationen lassen sich als Identitäten verstehen.

Ein zentrales Argument für die Identitätstheorie besagt, dass sie mit dem Problem der mentalen Kausalität auf elegante Weise fertig wird. Man kann die zentrale These der Identitätstheorie als logische Folgerung (3) aus zwei, oft als evident gehaltenen Prämissen (1, 2) verstehen.

1. Die physische Welt ist *kausal* geschlossen, d.h. physische Ereignisse können nur durch physische Ereignisse verursacht werden.
2. Mentale Ereignisse *verursachen* kraft ihrer mentalen Eigenschaften physische Ereignisse.

3. Mentale Eigenschaften *sind* physische Eigenschaften und deshalb auch: mentale Ereignisse *sind* physische Ereignisse.

Wird diese Konklusion als falsch angesehen, weil z.B. wenig Aussicht besteht, dass sich Eins-Eins Korrelationen zwischen mentalen und physischen Zustandstypen als notwendige Bedingungen von Identifikationen empirisch feststellen lassen, dann muss eine Prämisse aufgegeben werden.

- (a) Die Aufgabe der zweiten Prämisse führt zum Epiphänomenalismus: Es gibt keine mentale Kausalität. Mentale Phänomene haben physische Ursachen, können aber auf die physische Welt nicht einwirken. Von der psycho-physischen Kausalität bleibt nur eine Hälfte übrig.
- (b) Mit der ersten Prämisse wird der Grundsatz der kausalen Geschlossenheit der physischen Welt aufgegeben. Die Annahme mentaler Kausalität ist nicht an den Dualismus geistiger und körperlicher Substanzen, wie bei Descartes, gebunden. Es genügt ein Dualismus von physischen und mentalen, kausal effizienten Eigenschaften, wie er im Emergentismus angenommen wird.

Als emergente Eigenschaften werden Eigenschaften komplexer Systeme verstanden, die ihre Teile (noch) nicht besitzen. Hier ist nur von Interesse, dass man auch mentale Eigenschaften als emergent angesehen hat. Ihr Auftreten ist durch psycho-physische Brückengesetze geregelt, z.B.: wenn in den optischen Arealen eines menschlichen Gehirns die-und-die neuronalen Aktivitäten sich abspielen, entsteht eine Rotempfindung. Die Emergenztheorie behauptet, dass psycho-physische Brückengesetze nicht auf grundlegende physikalische Gesetze reduzierbar sind.

Vom Epiphänomenalismus unterscheidet sich der Emergentismus dadurch, dass dieser mentalen Eigenschaften kausale Effizienz zuschreibt. Organismen mit mentalen Eigenschaften können in der materiellen Welt Wirkungen auslösen, die nicht rein physikalisch erklärbar sind. Man spricht hier von „downward causation“ (Kausalität nach unten). Sie widerspricht dem Grundsatz der kausalen Geschlossenheit der physischen Welt. Da dieser zu *jedem* Physikalismus wesentlich gehört, sind Physikalismus und Emergenztheorie unvereinbar. Unter den dualistischen Positionen könnte sich ein Physikalist am ehesten mit dem Epiphänomenalismus abfinden.

Gegen die Identitätstheorie wurden bald Einwände erhoben, in den sechziger Jahren von dem damals aufkommenden Funktionalismus und etwas später vom anomalen Monismus.

Im Funktionalismus werden mentale Eigenschaften durch bestimmte kausale Rollen charakterisiert. Ein Wesen befindet sich z.B. in einem funktional

verstandenen Schmerzzustand, wenn dieser durch eine Verletzung verursacht wurde und selbst andere mentale Zustände, u.a. den Wunsch, den Schmerz loszuwerden, sowie bestimmte Verhaltensweisen, wie klagen, jammern, oder das Einnehmen eines Schmerzmittels bewirkt. Der Einwand gegen die Identitätstheorie besagt: Ein und dieselbe kausale Rolle ist meistens durch verschiedene physische Zustände realisierbar. Menschen, Elefanten, Katzen, Tintenfische, außerirdische Wesen, selbst Roboter mögen denselben funktional verstandenen Schmerz haben. Aber die physikalischen Realisierungen können sehr verschieden sein. Also Multirealisierung statt Identität.

Der anomale Monismus wurde von D. Davidson in dem Aufsatz „Mental Events“ (1970) und zwei weiteren Aufsätzen („The Material Mind“ (1972) und „Psychology as Philosophy“ (1974)) konzipiert. Auf ihn möchte ich etwas ausführlicher eingehen, da in seiner Diskussion das Problem der mentalen Kausalität eine zentrale Rolle spielt. Mentalität bedeutet bei Davidson Intentionalität. Qualitative Zustände spielen im Rahmen des anomalen Monismus kaum eine Rolle.

Der Kern von Davidsons Theorie des Mentalen sind drei Grundsätze:

1. Der Grundsatz der *kausalen* Interaktion: Zumindest einige mentale Ereignisse stehen in (unmittelbaren) kausalen Beziehungen zu physischen Ereignissen.
2. Der Grundsatz des *nomologischen* Charakters der Kausalität: Alle kausal verknüpften Ereignisse fallen notwendigerweise unter strikte Gesetze.

Als „strikte Gesetze“ versteht Davidson Gesetze, die in allen Situationen gelten, deren Gültigkeit nicht davon abhängt, ob gewisse Bedingungen erfüllt sind. Strikte Gesetze vermutet Davidson nur in umfassenden und geschlossenen Theorien der Physik. Umfassend ist eine Theorie, wenn mit ihrer Hilfe alle Phänomene eines Bereichs erklärt werden können. Sie ist geschlossen, wenn bei Erklärungen nicht auf Faktoren außerhalb des Bereichs zurückgegriffen werden muss. Deutet man wie Davidson die Physik realistisch als Erkenntnis der Welt, so folgt aus geschlossenen, wahren physikalischen Theorien der ontologische Grundsatz der kausalen Geschlossenheit der physikalischen Welt. Sie ist, wie Davidson ausdrücklich betont, im Lichte einer fortgeschrittenen Physik ein geschlossenes System. Nicht-strikte Gesetze sind mit *ceteris paribus* Klauseln versehen. Sie gelten nur unter bestimmten Bedingungen, die nicht immer erfüllt sein müssen und nicht restlos explizierbar sind.

3. Der Grundsatz des *mentalen* Anomalismus: Es gibt keine strikten psycho-physischen Gesetze.

Generalisierungen mit psychischen Prädikaten kommen nach Davidson über den Status von „umrisshaften, summarischen Verallgemeinerungen“, „groben Faustregeln“ nicht hinaus. Er versucht den dritten Grundsatz auf verschiedene Weise zu begründen, zum Teil mit fragmentarischen, nicht sehr durchsichtigen Argumenten, die vielfach nicht akzeptiert wurden. Der zentrale Punkt dürfte folgender sein: Die Zuschreibung intentionaler Zustände erfolgt nach ganz anderen Kriterien als die Zuschreibung neuronaler Zustände. Maßgebend für die Zuschreibung von Überzeugungen, Wünschen u.dg. sind Rationalitätsprinzipien. Es wird u.a. unterstellt, dass die intentionalen Zustände einer Person weitgehend zusammenpassen, konsistent sind. Wenn ich z.B. annehme, dass Herr Müller abnehmen will, werde ich ihm nicht zugleich den Wunsch zuschreiben, besonders kalorienreiche Speisen zu essen. Für die Zuschreibung neuronaler Zustände hingegen haben Rationalitätsprinzipien keine Bedeutung. Maßgebend sind hier allein empirische Untersuchungsbefunde, z.B. Messungen der elektrischen Aktivität im Gehirn mit Mikroelektroden oder der Elektroenzephalographie; der Gehirndurchblutung und des Gehirnstoffwechsels durch Kernresonanz-Spektroskopie u.a. Verfahren.

Aus den drei Prinzipien, sowie den Annahmen, dass alle mentalen Ereignisse in irgendwelchen kausalen Beziehungen stehen und diese durch strikte physikalische Gesetze fundiert sind, folgt der anomale Monismus: Alle mentalen Ereignisse sind physische Ereignisse. Da nach dem dritten Grundsatz psycho-physische Verallgemeinerungen nicht strikt sind und schon gar nicht Eins-Eins Korrelationen zwischen mentalen und physischen Ereignistypen ausdrücken müssen, behauptet der anomale Monismus nicht die Identität mentaler und physischer Eigenschaften wie die Identitätstheorie. Er begnügt sich mit der Identität mentaler und physischer Ereignisse. Man sagt auch: bloß Token-, aber *keine* Typenidentität. Vorausgesetzt ist allerdings, dass man Ereignisse, wie Davidson, als unwiederholbare, raum-zeitlich bestimmte Singularitäten, also ähnlich wie Objekte, versteht. Es gibt auch andere Ereignisbegriffe, wie z.B. bei Kim, wo Token- eine Typenidentität einschließt.

Ist das erste mit den beiden anderen Prinzipien logisch vereinbar? Prima facie wird man eher „Nein“ sagen. Die Pointe von Davidsons Theorie ist aber, dass die drei Prinzipien miteinander konsistent sein sollen. Er denkt offenbar so: Mentale Ereignisse haben neben ihren mentalen auch physische Eigenschaften. Deshalb können sie unter strikte physikalische Kausalgesetze

fallen und in kausalen Beziehungen als Ursachen und Wirkungen stehen. Also kein Ereignisepiphenomenalismus. Damit gaben sich jedoch eine Reihe von Interpreten und Kritikern in den achtziger Jahren nicht zufrieden. Ihr zentraler Einwand lautet: Die kausale Wirksamkeit mentaler Ereignisse garantiert nicht, dass sie qua mentale, also kraft ihrer mentalen Eigenschaften kausal effizient sind. Im Gegenteil: Da die Kausalbeziehung zwischen zwei Ereignissen durch ein striktes physikalisches Gesetz, unter das sie fallen, begründet wird, sind einzig und allein ihre physischen Eigenschaften kausal relevant. Nur sie – so drücken es verschiedene Autoren aus – verleihen Ereignissen kausale Kräfte. Der zweite und dritte Grundsatz haben also den *Eigenschaftsepiphenomenalismus* zur Folge. (Dem Ereignisepiphenomenalismus entgeht Davidson durch seinen grobkörnigen Ereignisbegriff.) Dies hat man als unvereinbar mit dem im ersten Grundsatz ausgesprochenen psycho-physischen Interaktionismus angesehen.

Diese Kritik löste in den achtziger und neunziger Jahren eine lebhaftere Diskussion zum Problem der mentalen Kausalität aus, zu der Davidson den Aufsatz „Thinking Causes“ (1993) beisteuerte. In ihm versucht er, durch Hinzunahme einer Supervenienzthese als vierten Grundsatz die mentale Kausalität zu rechtfertigen und den Einwand des Eigenschaftsepiphenomenalismus zurückzuweisen. Was heißt Supervenienz? In der Literatur findet man verschiedene Supervenienzbegriffe (meistens starke, schwache und globale Supervenienz), die sich mit den Mitteln der modernen Modallogik exakt definieren lassen. Hier genügt eine allgemeine Charakterisierung. Ausgangspunkt sind zwei Familien von Eigenschaften, z.B. die der physischen und der mentalen Eigenschaften. Die Supervenienzthese besagt dann, die mentalen Eigenschaften supervenieren über den physischen Eigenschaften unter der folgenden Bedingung: Wenn zwei beliebige Objekte dieselben physischen Eigenschaften besitzen, dann haben sie auch dieselben mentalen Eigenschaften. Also: Physische Gleichheit impliziert mentale Gleichheit.

Davidson versucht nun die mentale Kausalität mit folgendem Argument zu begründen:

1. *Mentale* Verschiedenheit impliziert *physische* Verschiedenheit (durch Kontraposition aus der Supervenienzthese).
2. *Physische* Verschiedenheit impliziert *kausale* Verschiedenheit, d.h. zwei Ereignisse mit verschiedenen physischen Eigenschaften fallen unter verschiedene strikte Kausalgesetze und stehen deshalb in verschiedenen Kausalrelationen. Sie verursachen z.B. verschiedene neuronale Prozesse und damit indirekt verschiedene Verhaltensweisen. Folglich, so Davidson,

3. *Mentale* Verschiedenheit zweier Ereignisse impliziert, dass sie in *verschiedenen* kausalen Beziehungen stehen.

Mentale Kausalität ist damit aber keineswegs bewiesen. Hierfür hätte gezeigt werden müssen, dass zwei Ereignisse aufgrund ihrer verschiedenen mentalen Eigenschaften verschiedene physische Ereignisse verursachen. Davon ist nicht die Rede. Davidson sagt nur, dass *physische* Eigenschaften „matter to causal relations“. Die kausale Effizienz mentaler Eigenschaften ist mit einem Supervenienzargument nicht zu begründen. Dies zeigt sich auch daran, dass alle Supervenienzbegriffe mit verschiedenen psycho-physischen Theorien vereinbar sind: Identitätstheorie, psycho-physischer Parallelismus, Epiphenomenalismus, selbst Emergentismus. Davidson überschätzt, wie auch andere Philosophen, die theoretische Leistungsfähigkeit des Supervenienzbegriffs. Sein Supervenienzargument zeigt allenfalls, dass mentale Eigenschaften erklärungsrelevant sein können, aber nicht, dass sie kausal relevant sind. Für alltägliche und die meisten wissenschaftlichen Zwecke reichen intentionale Verhaltensklärungen aus. Vollständige neurobiologische Erklärungen wären viel zu kompliziert und beim heutigen Stand der Wissenschaft gar nicht möglich. Jedoch unter physikalistischen Voraussetzungen können intentionale Erklärungen keine kausalen Erklärungen sein.

Das Problem der mentalen Kausalität würde verschwinden, wenn man Davidson, wie manche Interpreten es tun, als eliminativen Materialisten verstünde, der die Existenz mentaler Eigenschaften leugnet und nur mentale Prädikate bzw. Begriffe und Beschreibungen akzeptiert. Manche seiner Äußerungen könnte man so verstehen, z.B. „das Mentale ist keine ontologische, sondern eine begriffliche Kategorie“. Die intentionale Begrifflichkeit hätte im Gegensatz zur Physik, die Davidson realistisch interpretiert – „things in themselves are physical“ hat er einmal gesagt –, kein objektives Fundament. An sich wären Menschen rein physikalische Systeme, deterministische oder probabilistische Automaten. Sie würden sich jedoch in einem „intentionalen Überbau“ ganz anders verstehen, nämlich als Personen, die Zwecke verfolgen, und deren Handlungen nach rationalen und moralischen Kriterien zu beurteilen sind. Der intentionale Überbau wäre aber bloß eine, wenn auch vielleicht lebensnotwendige, Fiktion.

Abgesehen davon, dass Davidson häufig von mentalen Eigenschaften oder Typen spricht, wäre eine fictionalistische Auffassung des Mentalen mit Teilen seiner Gesamttheorie nicht verträglich, z.B. mit seiner Handlungstheorie. Ihr zufolge sind primäre Gründe, d.h. Überzeugungen und Wünsche, Ursachen von Handlungen. Davidson sagt ausdrücklich, dass sie eigene kau-

sale Kräfte besitzen. Er meint zweifelsohne, dass dies der Fall, dass seine Handlungstheorie wahr ist. Dann muss er auch annehmen, dass es mentale Eigenschaften wirklich gibt. Nach fiktionalistischer Auffassung wäre aber auch Davidsons Handlungstheorie eine common sense Fiktion ohne Wahrheitsgehalt.

Wenn triftige Gründe für die Annahme mentaler Eigenschaften sprechen, ist der anomale Monismus Objekt von Descartes Rache. Descartes nahm einen strikten Dualismus von körperlichen und geistigen Substanzen an, die aber doch im Menschen eine innige Verbindung eingehen, wie der aus der Alltagspsychologie übernommene psycho-physische Interaktionismus zeigt. Er musste aber schließlich einräumen, dass dieser nicht klar und deutlich begriffen werden kann. Davidson will auch zweierlei, einen akzeptablen Physikalismus und ebenfalls die mentale Kausalität der Alltagspsychologie. Beides ist aber nicht zu haben. Der Physikalismus impliziert im anomalen Monismus den Eigenschaftsepiphenomenalismus. Betont man, wie in Davidsons Handlungstheorie, die mentale Kausalität, dann stellt sich der anomale Monismus als zeitgenössische Spielart der Emergenztheorie dar. Davidson möchte mit der supervenienten Kausalität zwischen Epiphenomenalismus und Emergentismus einen dritten Weg einschlagen, der m. E. nicht gangbar ist. Descartes Rache – so könnte man sagen – ist die Quittung dafür, dass für den Physikalismus nicht der volle Preis bezahlt wird.

Auch wenn man den anomalen Monismus physikalistisch versteht, handelt es sich um einen schwächeren Physikalismus als bei den materialistischen Identitätstheoretikern. Das liegt daran, dass Davidson die wesensmäßige Verschiedenheit der mentalen und physischen Eigenschaften annimmt, sozusagen ein Nachhall des Descartesschen Substanzdualismus. Im Gegensatz dazu haben seit einiger Zeit Autoren wie F. Dretske, R. Millikan und J. Fodor versucht, Intentionalität mit Hilfe physikalistisch unbedenklicher Begriffe wie „Information“ oder „kausale Referenz“ als Phänomen in der physischen Welt zu verstehen. Diese Theorien führten zu erheblichen Schwierigkeiten, z.B. bei der Erklärung von Fehlinformationen, die es in der Natur nicht gibt, oder weil sich intentionale Begriffe im traditionellen Sinn sowie semantische Begriffe einschleichen, die physikalistisch nicht akzeptabel sind. Physikalisten glauben, dass diese Schwierigkeiten überwunden werden können.

Die meisten sind aber weitaus skeptischer hinsichtlich der Physikalisierung der Sinnesqualitäten. Das ist ein Schwerpunkt der heutigen Diskussion. Es genügt nicht, ihr Auftreten mit Hilfe von psycho-physischen Brückengesetzen zu erklären, die selber nicht mehr erklärbar sind (wie im Emer-

gentismus). Vielmehr ist verlangt, Qualiazustände allein aus physikalischen Mikrostrukturen und -prozessen sowie physikalischen Gesetzen (logisch) zu erschließen. Solange dies nicht möglich ist, besteht – wie J. Levine gesagt hat – eine Erklärungslücke. Kim hat zurecht darauf hingewiesen, dass diese Lücke ohne funktionale Definitionen der Qualiabegriffe nicht zu schließen sei. Wie dies ohne Eliminierung des Erlebnischarakters der Sinnesqualitäten, d.h. ihres wesentlichen Elements, geschehen soll, ist völlig unklar. Viele Materialisten stimmen zu, zumindest für den gegenwärtigen Stand der Diskussion. Ich glaube, sie stützt darüber hinaus die Vermutung, dass der Materialismus mit chronischen Schwierigkeiten behaftet ist, die sich auch in seinen modernen raffinierten Formen nicht beseitigen lassen.

Die gründliche Diskussion des psycho-physischen Problems in der analytischen Philosophie hat noch nicht zu allgemein akzeptierten Resultaten geführt. R. Van Gullick, ein amerikanischer Philosoph, beklagte kürzlich die „tiefe Verwirrung ... die noch immer unser Verständnis des Verhältnisses zwischen dem Geistigen und dem Physischen prägt“. Hat diese Diskussion gar nichts gebracht? War sie eine Sysphusarbeit? Ich glaube, das kann man nicht sagen. Fortschritte in der Philosophie bestehen zum großen Teil in der Klärung von Problemen. Dazu hat jene Diskussion sicher beigetragen. Wir haben heute ein schärferes und umfassenderes Verständnis des psycho-physischen Problems als vor sechzig oder siebenzig Jahren. Manche seiner Aspekte, wie die funktionale Dimension mentaler Zustände, wurden erst jetzt thematisiert. Schließlich ist ein adäquates Problembewusstsein eine unerlässliche Bedingung für überzeugende Lösungen.<sup>2</sup>

Vortrag anlässlich der Veranstaltung *Übergänge* vom 10.-12.5.2002 an der J. W. Goethe-Universität. Ausgerichtet von Protosociology. An International Journal of Interdisciplinary Research, [www.protosociology.de](http://www.protosociology.de), SKOP - Verein für neuere künstlerische Ausdrucksformen, Frankfurt am Main, [www.skop-ffm.de](http://www.skop-ffm.de), Asta der J. W. Goethe-Universität, Frankfurt am Main und Amt für Wissenschaft und Kunst der Stadt Frankfurt am Main.

2 Zur genaueren Ausführung und ins einzelne gehenden Analyse des Problems der mentalen Kausalität vgl. E. Rogler, G. Preyer (2001), zu Davidsons Philosophie siehe auch G. Preyer (2002), zu neueren Untersuchungen zu Davidsons Sprachphilosophie siehe auch G. Preyer, G. Peter, eds. (2002).

---

## Literatur

- Beckermann, A. *Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes*, 2. Aufl., De Gruyter: Berlin 2000.
- Preyer, G. *Donald Davidsons Philosophie*. Von der radikalen Interpretation zum radikalen Kontextualismus, Humanities Online: Frankfurt am Main 2002.
- G. Preyer, G. Peter (eds.). *Logical Form and Language*, Oxford University Press: Oxford 2002.
- Rogler, E., G. Preyer. *Materialismus, anomaler Monismus und mentale Kausalität*. Zur gegenwärtigen Philosophie des Mentalen bei D. Davidson und D. Lewis, Humanities-Online: Frankfurt am Main 2001.